

**Zahn-Harnack**, Agnes von, Adolf von Harnack, 2. Aufl. Mit 1 Abb. Oktav VIII, 453 S. Berlin, de Gruyter u. Co. 1951. Ganzl. DM 16,80.

Die zu Harnacks 100. Geburtstag herausgekommene neue Auflage unterscheidet sich nicht wesentlich von der ersten (1936). Die Verfasserin ist der nicht leichten Aufgabe, „die Persönlichkeit ihres Vaters in ihrem zeitgeschichtlichen Rahmen“ zu zeichnen, in hervorragender Weise gerecht geworden. Ihr Buch ist von hoher geistiger und literarischer Qualität, geschrieben mit pietätvoller Wärme, aber auch mit objektiver Sachlichkeit und ohne Überschwang. Es bietet ein gutes Stück Zeit- und Kulturgeschichte, belebt durch zahlreiche Details aus dem Familien- und Gesellschaftsleben, aus dem Verkehr mit den Freunden und aus der Begegnung mit führenden Männern der Zeit. Die klare und anschauliche Darstellungsweise, die auch bei der Behandlung spröder theologischer Gedankengänge nicht versagt, macht das Lesen des Buches zu einem Genuß.

Es ist nicht möglich, den reichen Inhalt auch nur andeutungsweise zu kennzeichnen. Geniale Begabung und unermüdlicher Arbeitseifer führten Harnack schnell zu höchstem wissenschaftlichen Ansehen. Mit 27 Jahren war er Ordinarius für Kirchengeschichte in Gießen, 1886 folgte er einem Ruf der preußischen Universitätsverwaltung nach Marburg. Weiteste Kreise der theologischen und auch nichttheologischen Welt gewannen er mit dem Erscheinen des I. Bandes seiner großen Dogmengeschichte (1885), mit dem er seine Lossagung von der lutherischen Orthodoxie offen bezeugte — zum Schmerz vieler seiner Freunde und vor allem seines strenggläubigen Vaters. Fortan unbestritten Führer der liberalen Theologie, wurde er 1888 trotz schärfsten Widerstands des Evangelischen Oberkirchenrats mit dem kirchengeschichtlichen Lehrstuhl an der Berliner Universität betraut. Die Kirchenbehörde hielt an ihrer ablehnenden Haltung fest, indem sie Harnack weder in das Konsistorium berief, noch zu den theologischen Prüfungen hinzuzog. Der Gegensatz verschärfte sich noch durch den 1892 ausbrechenden Kampf um das Apostolikum, bei dem Harnack seinen liberalen Standpunkt zwar maßvoll, aber mit grundsätzlicher Entschiedenheit zur Geltung brachte. Die dadurch hervorgerufene Entrüstung orthodoxer Kreise hatte die Errichtung einer zweiten kirchengeschichtlichen Professur in Berlin zur Folge — das erste Beispiel einer „Strafprofessur“ (besetzt zuerst mit Adolf Schlatter, dann mit Reinhold Seeberg). Eine außerordentliche Anerkennung war Harnacks Aufnahme in die Preußische Akademie der Wissenschaften (1890), die ihm die Leitung der Kommission für die Herausgabe der griechischen Kirchenväter übertrug und ihn 1896 mit der Abfassung der Festschrift zu ihrem 200jährigen Jubiläum (1900) beauftragte, eine Aufgabe, die er mit einem vierbändigen Werk zur höchsten Befriedigung aller löste. Inzwischen gingen seine theologischen Arbeiten weiter. Nach der Vervollendung der Dogmengeschichte (III. Bd. 1889) erschien 1893 als Vorarbeit zur Kirchenväterausgabe die „Geschichte der altchristlichen Literatur bis Eusebius“. 1. Teil: Die Überlieferung und der Bestand, dann 1897 und 1904 zwei weitere Bände über die „Chronologie der altchristlichen Literatur“. Das Jahr 1902 brachte als weiteres größeres Werk „Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten“. In dem Jahrzehnt 1906—1916 veröffentlichte er insgesamt sieben „Beiträge zur Einleitung in das Neue Testament“, darunter „Lukas der Arzt, der Verfasser des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte“ (1906), „Sprüche und Reden Jesu“ (1907), wo ebenso wie in der „Chronologie“ die Forschungsergebnisse vielfach die Tradition rechtfertigen. Dazu kamen die Neuaufgaben der Dogmengeschichte (4. Aufl. 1909 u. 1910) und die vierbändige Sammlung seiner Reden und Aufsätze. Die weiteste Verbreitung aber fand sein „Wesen des Christentums“, der Nachdruck einer öffentlichen Vorlesung im Wintersemester 1899/1900, in der er in glänzender Sprache seine Auffassung vom Christentum darlegte — er hielt selber das Buch für das beste, das er geschrieben. Daß es den alten Streit zu neuer Leidenschaft entfachte, war unvermeidlich. Sein letztes großes Werk, mit dem er ein Thema wieder aufnahm, mit dem er 50 Jahre

früher in der theologischen Fakultät von Dorpat den ersten Preis errungen hatte, war „Marcion, das Evangelium vom fremden Gott“ (1920).

Harnack war aber nicht nur ein Mann der Feder, sondern auch der Tat. „Wissenschaft ist die Erkenntnis des Wirklichen zu zweckvollem Handeln“, lautet einer der letzten Sätze, die er geschrieben hat (S. 427). Frühzeitig nahm er wirksamen Anteil an den evangelisch-sozialen Aufgaben und leitete 1903—1911 die Evangelisch-Sozialen Kongresse. Sein wissenschaftliches Ansehen und seine Sachkenntnis brachten es sodann mit sich, daß er vom Preußischen Ministerium häufig in Hochschulfragen und Fragen des öffentlichen Unterrichts herangezogen wurde. Überraschend und für viele befremdlich war seine Ernennung zum Generaldirektor der Königlichen Bibliothek (1905), wobei neben seiner hervorragenden Bedeutung für die Wissenschaft nicht zuletzt die Erwägung ausschlaggebend war, daß er durch seine autoritative Position die Forderungen für die Bedürfnisse der Bibliothek um so wirksamer bei den in Frage kommenden Ministerien vertreten könnte. Den Gipfel des ihm allgemein entgegengebrachten Vertrauens und der damit verbundenen Ehrungen erreichte Harnack in der 1911 bei der Jahrhundertfeier der Berliner Universität von Wilhelm II. gegründeten „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften“, die sich die Errichtung und Erhaltung von Forschungsinstituten zur Aufgabe stellte. Hatte er schon maßgebend bei der Planung und Einrichtung der Gesellschaft mitgewirkt, so wurde er jetzt von ihrem Senat zum ersten Präsidenten gewählt. Als solcher entfaltete er im Bunde mit führenden Männern der Wissenschaft und des Wirtschaftslebens sofort eine äußerst fruchtbare Tätigkeit. Was ihn zu solchem Einfluß auf Gebieten, die ihm als Theologen fernlagen, befähigte, war neben seiner Aufgeschlossenheit für naturwissenschaftliche Probleme und seinem Verhandlungsgeschick, wie es nach seinem Tode einer seiner Mitarbeiter aussprach, „die Überlegenheit der Persönlichkeit über den Fachmann“ (S. 335).

Die theologische Würdigung Harnacks ist naturgemäß bedingt durch die Stellung zu seiner Auffassung des Christentums. Wer die von einer rationalistischen Grundeinstellung und keineswegs von der geschichtlichen Erkenntnis geforderte Voraussetzung, daß die christlichen Mysterien wegen ihres übernatürlichen Gehalts unmöglich seien, nicht teilt, wird in der liberalen Evangelienkritik nicht die Befreiung des evangelischen Kerns von seiner zeitbedingten verkrusteten Schale, sondern die Zerstörung der Fundamente des genuinen Christentums sehen und sie deswegen schärfstens ablehnen. Von dem Urteil über die objektive Lehre ist indes zu unterscheiden das Urteil über die Persönlichkeit, das in erster Linie den Maßstab des subjektiven Wollens anzulegen hat. An der Lauterkeit des Wollens kann gerechterweise bei Harnack kein Zweifel sein. Seitdem er sich als Primaner für die Theologie entschieden hatte, sah er seine eigentliche Lebensaufgabe im Dienst des Evangeliums, um den modernen Menschen den Zugang zu ihm zu öffnen. Allein das Christentum kann nach seiner Überzeugung den Menschen zu seiner Vollendung führen. Nur in Christus erschließt sich uns die Gotteserkenntnis. Mit Nachdruck formulierte er deswegen: „Das Christentum ist nicht eine, sondern die Religion“ (S. 228). Die Absolutheit des Christentums ließ ihn folgerichtig Stellung nehmen gegen die starken Bestrebungen, die Theologie in der allgemeinen Religionswissenschaft aufgehen zu lassen. Bezeichnend ist, daß auch in seiner späteren Zeit, wo er durch so viele und große Aufgaben anderer Art in Anspruch genommen wurde, die theologische Arbeit bei ihm stets im Vordergrund blieb. Zutiefst war er — unbeschadet seines abstrichlosen Liberalismus — eine religiöse Natur. Angesichts dessen werden auch seine theologischen Gegner sich nicht bloß neigen vor der Universalität seines Geistes und vor seiner gewaltigen und fruchtbaren Arbeitsleistung, sondern werden auch sein hohes Wahrheitsethos, sein schlichtes, edles Menschentum und seine aufrichtige Frömmigkeit anerkennen. Sein Grabstein auf dem Alten Matthäikirchhof in Berlin trägt als einzige Inschrift: „Veni creator spiritus“. Er hatte sich die Worte als Wappenspruch gewählt, als ihm 1914 der erbliche Adel verliehen wurde. Eindrucksvoller kann seine Geistesart und sein Streben nicht gekennzeichnet werden.

Münster

B. Poschmann